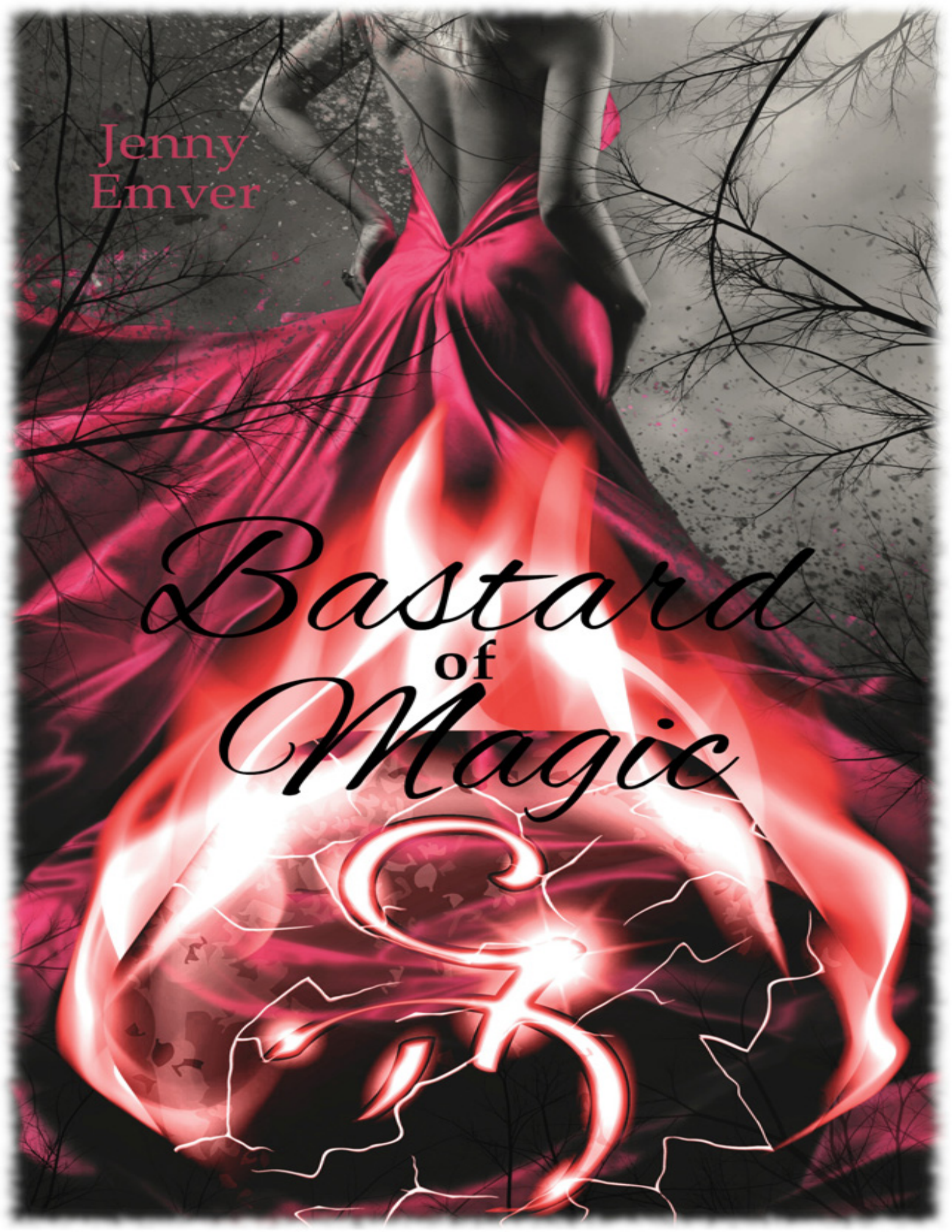




Jenny
Emver

Bastard
of
Magic

Für meine beiden Omas,
weil eine von ihnen den besten Käsekuchen der Welt backt,
und die andere mir das Talent zum Schreiben mitgegeben
hat.

Triggerwarnung

In diesem Buch kommt es zu Andeutungen von sexuellen Übergriffen und Gewaltszenen gegenüber der Protagonisten. Zudem kommt es mehrfach zu Bemerkungen von geistiger Labilität. Solltest du, aus welchen Gründen auch immer, dieses nicht lesen wollen/können, bitte ich dich, dieses Buch nicht zu lesen.

icorisch - deutsch

Icorisch	Sprache der Magienutzer
Icore	Magienutzer
Amcore	Dämon
Nuricu	Magiefresser
Oscuru	Bindung
Rume Lusac	Schlüsselbindung
Gecion	Machtkreis(e)
Voro	Schließung des Portals
Matumis	Icoremal
Liro	Luft
Xaos	Erde
Lunius	Feuer
Saros	Wasser
Talion	Geist
Amagaros	Schlüssel

Queano	männliche Ansprache: wie Herr, Meister, Master, Herrscher, Hausherr
Queani	weibliche Ansprache: wie Frau, Meisterin, Herrscherin, Gebieterin, Hausherrin
Mionas	Lady
Alquius	Gericht
Anixoc	Richter
Canium	Gläubiger (wird auch für die Mehrzahl verwendet)
Tiset	Eine von vielen Icore Academys
Irtes	beliebter Club auf Santorin, Griechenland
Desec numim porat alac sarec.	Ich gelobe deiner Magie ein Zuhause zu geben.
NEPOR MISEC UMCA RIXUM.	Glaube immer an die Magie.
DARAC EPACO UCAM RIXUM.	Missachte niemals die Magie.

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Prolog

Definiere Mut. Was bedeutet es? Ist es wirklich nur die Abwesenheit von Angst? Oder ist es weitaus größer? Meine Geschichte besteht aus einem schmalen Grat aus Mut und Angst. Ich weiß nicht, wie ängstlich oder mutig ich sein kann, bis zu diesem gewissen Tag, an dem ich beschließe, abzuhausen. Immerzu überrasche ich mich selbst, muss es, um am Leben zu bleiben.

Eins steht fest, wenn du der Angst Raum gibst, tötet sie den Mut. Und das kann dich den Kragen kosten. Mut und Angst sind so viel mehr, als nackte Gefühle. Sie bestimmen, wer du bist, wie du handelst und welche Entscheidungen du triffst. Manchmal kannst du keine Wahl treffen, weil dich die Angst zu sehr packt, dich lähmt und dir die Luft zum Atmen nimmt.

Glaub mir, ich weiß das.

Immerzu befinde ich mich in Situationen, in denen ein kleiner Stoß entscheidet, ob ich mutig bin oder mich in der nächsten Ecke verkrieche.

Es ist deine Wahl, was du empfindest.

Meistens.

Nicht immer.

Denn es gibt Momente, in denen kannst du keine klaren Entscheidungen treffen. Zum Beispiel, wenn es um Leben und Tod geht. Dann lässt du deine Intuition bestimmen. Und bis zu dem Tag, an dem ich beschließe, abzuhausen, glaube ich tatsächlich, dass sich mein Instinkt jederzeit für mich selbst entscheidet.

Tja, ich irre mich.

Im Wandel meiner Geschichte begegne ich jemanden, der mir noch wichtiger wird, als mein eigenes Leben.

Ich glaube, das ist Mut.

Mut kann nur aus Angst wachsen. Gezwungenermaßen ist nur derjenige mutig, der auch ängstlich ist. Es ist okay, solange du hinausgehst und das tust, was dir wichtig ist.

Egal, was es dir abverlangen wird.

Egal, was es dich kosten wird.

Tu es.

Sei unerschrocken und angsterfüllt zur gleichen Zeit. Lass all deine Zweifel hinter dir. Nur wenn du die Angst bekämpfst, kannst du frei sein.

Und das ist alles, was ich jemals sein wollte.

Dazu bekomme ich noch so viel mehr, für was sich das Kämpfen lohnt. Wofür es sich lohnt, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen. Selbst wenn das bedeutet, dass dich der Mann, den du liebst, umbringen könnte.

Bist du bereit, mutig zu sein?

Oder verkriechst du dich in der hintersten Ecke?

Glaub mir, ich habe beides getan.

Bist du bereit?

Kapitel 1

Gehorsam öffnete ich meinen Mund und ließ zu, dass man mir den kleinen Pappbecher an die Lippen legte und den Inhalt auf meine Zunge schüttete.

»Schlucken!«, befahl mir die beleibte Pflegerin mit ernster Miene und ich tat, was sie sagte. Danach musste ich den Mund öffnen und zeigen, dass ich die Pillen tatsächlich geschluckt hatte. Zufrieden nickte sie und verließ meine Zelle. Natürlich war es kein wirkliches Verlies. Es handelte sich um ein Krankenzimmer. Doch für mich war es wie ein Gefängnis.

Sobald sich die Tür von außen schloss, drehte ich mich herum und steckte mir den Finger in den Mund. Unter Würgen kamen die drei verschiedenfarbenen Tabletten auf meiner Bettdecke zum Vorschein.

Voller Abscheu betrachtete ich die Pillen, die mich ruhig stellen sollten. Angeblich verhinderten sie, dass ich die Stimme in meinem Kopf hören konnte, doch nach einem Jahr, in denen ich sie brav geschluckt hatte, hörte ich sie immer noch. Aber das sagte ich niemanden. In den Augen der Ärzte und Pflegekräften sah ich sowieso nur Unglaube und Besorgnis, wenn ich von der Stimme in meinem Kopf erzählte. Wozu sollte ich es mir noch schwerer machen?

Seit einem Jahr mimte ich die brave Patientin, die stetig weiter Fortschritte machte und es fiel mir immer leichter, mir auch selber zu glauben. Nur nachts, wenn ich schlief, kam die Stimme aus ihrem Versteck und beschrieb mir die merkwürdigsten Dinge, die sich selbst ein Verrückter nicht

einbilden konnte. Wenn ich aufwachte, blieben nur das bleierne Gefühl im Körper und der fahle Geschmack in meinem Mund zurück. Und das Wissen, dass die Stimme wieder da gewesen war. An Einzelheiten erinnerte ich mich sehr selten. Vermutlich wollte ich das aber auch gar nicht.

Die Stimme fühlte sich als ein Teil von mir an, so wie der große Zeh oder der Bauchnabel. Ein komischer Vergleich, doch so versuchte ich dieses Gefühl ihres Daseins bei Dr. Rasmus, meiner Therapeutin, zu beschreiben. Dr. Rasmus sah mich an, als sei ich bekloppt. Gut, wahrscheinlich war ich das in ihren Augen auch. In meinen Augen war ich das jedoch nicht.

Auf keinen Fall.

Gleichzeitig wusste ich, dass Verrückte genau das über sich selber sagten.

Um mich herum loderten die Flammen. Sie waren unterschiedlich groß und besaßen die Farbe von Blut. Plötzlich waren die Feuerzungen verschwunden und ich stand in der Mitte eines Symbols, von dessen Linien Rauchschwaden emporstiegen. Langsam sah ich mir die einzelnen Konturen an und dann das Gesamtbild, welches sie ergaben. Natürlich sagte mir dieses Zeichen nichts. Noch nie bekam ich so eines zu Gesicht. Es bestand aus Schnörkeln, Kreisen und schnurgeraden Linien. Gerade als ich es mir noch genauer ansehen wollte, kam ein Windstoß auf und zerstörte die Anordnung aus Asche zu meinen Füßen.

Ein Lachen erklang. Nach all den Jahren machte mir dieses Geräusch keine Angst mehr. Auch die Stimme, die nach dem Gelächter ertönte, bescherte mir nichts als ein Augenverdrehen. Hatte ich tatsächlich geglaubt, in dieser Nacht wäre es anders? Natürlich bekam ich *seine* Stimme zu hören. Seinen Namen kannte ich nicht. Ich wusste gar nichts über ihn, nur dass er beinahe jede Nacht in meinem Kopf auftauchte und ein Mann war. Seit jeher nannte ich ihn *die*

Stimme. Kein Personalpronomen. Keine andere Bezeichnung. Nur: die Stimme.

»Es ist vollbracht!« Es war mehr eine Art Gefühl, als das ich wirklich sah, wie er die Arme feierlich ausstreckte. Dann zögerte er. »Was machst du hier?«, donnerte er plötzlich und ich spürte, wie mein Körper vor Schreck zusammenzuckte. »Wieso bist du hier? Ich habe dich nicht hergebeten«, keifte er und ich konnte seine Wut praktisch in meinem Mund schmecken. Die nächsten Gedanken kamen ganz instinktiv: Irgendetwas an diesem Mal war anders als sonst.

Noch nie hatte er das Wort direkt an mich gerichtet.

Noch nie hatte ich das Gefühl, seine Wut würde mir gelten.

Noch nie hatte ich den Eindruck, als würde er meine Anwesenheit besonders wahrnehmen.

Noch nie geschah das, was jetzt passierte.

»Wo versteckst du dich?«, fragte er barsch und ich bekam mit, wie er einen Schritt auf mich zu machte. Sofort trat ich einen Schritt zurück. Obwohl es nur in Gedanken ablief, spürte ich, wie sich auch mein schlafender Körper anspannte. »Sag mir, wo du bist! Willst du es mir nicht sagen? Dabei bin ich schon so lange auf der Suche nach dir! Ich werde dich schon finden! Du bist mein Amagaros«, verkündete er mit einer dunklen Stimme, die mir eine Gänsehaut von einer Skala von eins bis zehn eine klare Fünfzehn verschaffte. »Dein Blut ist meine Erlösung«, hörte ich ihn noch sagen, ehe ich aus dem Schlaf schreckte.

Zitternd und verschwitzt lag ich auf dem Bett. In meiner Brust versuchte mein Herz einen Marathon zu bestreiten. Nur langsam konnte ich mich so weit beruhigen, dass ich mich mit schlotternden Händen aufstützte. Mein erster Gedanke war, es jemanden zu erzählen. Mir kam ein hartes Lachen über die Lippen, denn mir wurde bewusst, wie dämlich dieser Einfall war. Niemand würde mir glauben. Ich würde es mir ja nicht einmal selber abnehmen, hätte ich das

eben nicht mit eigenen Augen *gesehen*. Falls man das so nennen konnte.

Durch ein kleines vergittertes Fenster drang Mondlicht, welches mir genügend Licht bot, um mich in meinem Zimmer zurechtzufinden.

»*Dein Blut ist meine Erlösung.*«

Ganz leise hallten die Worte von den Wänden wider und ich keuchte erschrocken auf. Automatisch krampfte sich mein Magen zusammen und auf meinem gesamten Körper bildete sich Gänsehaut. Dieser eine Satz konnte alles Mögliche bedeuten, aber in erste Linie machte er mir wahnsinnige Angst. Sie saß ganz tief in mir drin und schwappte in Wellen immer höher, bis sie mein Herz und anschließend meinen Kopf erreichte. Ohne wirklich darüber nachzudenken, sprang ich auf die Füße und wirbelte in dem schmalen Gang zwischen Bett und Wand herum, in der Annahme, irgendwo jemanden zu entdecken. Natürlich sah ich niemanden. Wie sollte das auch gehen? Immerhin befand ich mich in einer Psychiatrie. Hier kam keine Menschenseele herein oder hinaus, die nicht dazu befugt war.

Um mir selber das Gefühl von Sicherheit zu geben, umarmte ich mich selbst.

Während der gesamten Nacht machte ich kein Auge mehr zu.

Am nächsten Morgen kam ein Pfleger, um nach mir zu sehen.

Ich gab mir Mühe, einen normalen Eindruck zu machen. Argwöhnisch musterte er mich. Er war jung, vielleicht fünf Jahre älter als ich und bisher hatte ich ihn noch nie gesehen. »Was ist los mit dir? Du siehst vollkommen erschöpft aus.«

Anstatt des Lächelns, welches ich mir ins Gesicht tackerte, hätte ich lieber eine Grimasse gezogen. Doch ich wusste, dass sie mir andere Tabletten verabreichten, würden sie

etwas über meine jüngste Begegnung mit der Stimme erfahren.

»Es ist alles bestens!«, trällerte ich und mein Grinsen wurde noch breiter.

Wieder ein argwöhnischer Blick des Pflegers, der ein mulmiges Gefühl in meinem Magen hinterließ. »Dann los zum Frühstück!«, kommandierte er und öffnete die Tür weiter, damit auch ich hindurchpasste.

Oh, Frühstück. *Das* hatte ich ganz vergessen. Obwohl ich keinerlei Hunger verspürte, stand ich vom Bett auf, schlüpfte in meine Hausschuhe und trat in den Flur hinaus. Wie auch mein Zimmer war der Flur nicht besonders groß. Im Grunde bot er gerade so viel Platz, dass der Pfleger und ich nebeneinander gehen konnten. Wände weiß und kahl, Boden klinisch und kalt. Mit blanken Füßen würde ich hier nur ungern entlanggehen.

Gedanklich war ich immer noch mit meinem *Traum* beschäftigt und bekam nicht mit, dass wir um eine Ecke treten mussten, um den Essraum zu erreichen. Unweigerlich stieß ich mit dem Pfleger zusammen, der mich mit hochgezogenen Augenbrauen musterte.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich und schickte mich an, den Raum zu betreten.

»Sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist?«, fragte er noch einmal, woraufhin ich nur nickte.

Im Essenssaal herrschte eine bedrückte Stimmung. So wie jeden Tag. Gespräche untereinander waren während des Essens nicht erwünscht. Mit den meisten Patienten waren Konversationen sowieso nicht möglich und ich blieb ohnehin lieber für mich. Den Weg zur Essensausgabe beschritt ich allein, der Pfleger blieb im Türrahmen stehen und beobachtete mich mit Argusaugen. Seinen Blick konnte ich in meinem Rücken spüren. Ohne ein Wort zu sagen, patschte mir die Küchenkraft mit einer Kelle das Essen auf einen Teller und reichte mir diesen. Wortlos nahm ich ihn entgegen und wagte nicht einmal, eine konkretere

Musterung vorzunehmen. Es würde genauso eklig schmecken, wie es roch. Genau wie an all den anderen Tagen zuvor. Früher hatte ich Rührei geliebt, heute hasste ich es. So vieles wurde von mir gemocht, doch das endete mit dem Tag, als ich hierher kam.

Nur wenige Tische waren besetzt und ich suchte mir einen, der am weitesten von den Pflegern entfernt war. Ich wusste, sie waren zu meiner Sicherheit hier, dennoch vertraute ich ihnen nicht. Im Grunde vertraute ich außer mir selbst niemanden. Der Stuhl unter meinem Hintern war kalt und die dünne weiße Hose bot kaum Schutz. Genauso war es mit dem Tisch, als ich meine blanken Unterarme auf ihm ablegte. Schnell zog ich sie zurück und starrte auf den Teller vor mir. Ekel überkam mich, sobald ich das Rührei und den Bacon erblickte. Normalerweise sollte man annehmen, dass so ein Frühstück an diesem Ort Luxus wäre. Wäre es auch, wenn der Bacon nicht beinahe schwarz und das Ei nicht schon von vorgestern wäre. Vermutlich übertrieb ich ein wenig, ich konnte immerhin nicht wissen, ob das Rührei tatsächlich von vorgestern war, aber schmecken tat es wirklich nicht.

Langsam nahm ich die Gabel in die Hand und pikste ein Stück von dem Ei auf. In dem Augenblick, in dem ich es mir in den Mund schieben wollte, sah ich aus dem Augenwinkel heraus, wie ein Teller rechts von mir auf dem Tisch abgestellt wurde und sich jemand neben mir niederließ. Automatisch ließ ich meine Gabel sinken und wendete mein Gesicht der Person zu.

Ihre trüben braunen Augen sahen in meine und ihr dunkelblondes Haar fiel ihr ungepflegt in die Stirn. Sobald sie den Mund öffnete, entdeckte ich ihre verkümmerten Zähne und roch den Mundgeruch. Mein Magen hob sich verdächtig und mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass ich nun endgültig keinen Hunger mehr hatte.

»Der Platz ist besetzt«, sagte ich, ehe sie mit der Sprache herausrücken konnte, und ich hegte die Hoffnung, dass sie

sich tatsächlich verziehen würde.

»Du bist hier nicht sicher«, raunte sie so leise, dass ich Mühe hatte, ihre Worte verstehen zu können. »Es dauert nicht mehr lange und *er* wird dich finden.«

Von einem auf dem anderen Wimpernschlag war mir eiskalt und ein Stein lag in meinen Innereien. Das Blut sackte mir aus dem Kopf und mein Herz blieb für eine Nanosekunde stehen. Anders ließ sich meine körperliche Reaktion auf ihre Worte nicht beschreiben. Obwohl ich die Frau nicht kannte und sie vermutlich die Verrückteste war, der ich je begegnet war, glaubte ich ihr sofort. Ich konnte es nicht leugnen und wusste nicht einmal wieso, aber ich schenkte ihrer Äußerung Glauben. Furcht kroch meinen Nacken hinauf und ich hatte unwillkürlich einige Fetzen meines *Traums* von letzter Nacht vor Augen. Zugegeben, ich hätte sie fragen sollen, woher sie wusste, dass ich in Gefahr war oder wen sie mit *er* meinte. Aber ich fragte nicht, sondern glotzte sie nur stumm an.

»Verschwinde von hier, solange du noch kannst«, riet sie mir in dem gleichen leisen Tonfall.

Unschlüssig starrte ich sie an. Alles an ihr schrie Wahnsinn und doch konnte ich nicht anders, als ihren Worten Glauben zu schenken. »Von hier gibt es kein Entkommen«, erwiderte ich schließlich und schluckte schwer.

Meine Gesprächspartnerin zog die kaum vorhandenen Augenbrauen hoch und musterte mich mit einem Blick, der deutlich sagte, ich sei verrückt. Ernsthaft? Dabei war sie doch die mit dem sichtbaren Problem. Allein der Ausdruck in ihren verhangenen Augen reichte aus, um jedermann sehen zu lassen, dass sie neben der Spur war.

»Es gibt überall einen Fluchtweg«, hauchte sie und schob die Zunge zwischen ihren Lippen hervor. Sie schien einen Moment zu überlegen und fuhr dann fort, zu sprechen. »Im Obergeschoss ist das Schloss vom Südfenster kaputt. Es lässt sich nicht richtig verschließen. Öffne es und klettere auf den Fenstersims hinaus, von dort kommst du über die

Mauer und kannst davonlaufen«, flüsterte sie und ich strengte mich an, jedes ihrer Worte zu verstehen.

»Aber ich ... wie soll das denn gehen?«, entfuhr es mir und ich zuckte im nächsten Augenblick zusammen, als hinter der bizarren Frau eine Pflegerin erschien und uns mit einem empörten Blick ansah. Hatte sie unseren Plausch etwa mitangehört?

»Gespräche sind nicht gestattet«, fauchte sie und befahl meiner Sitznachbarin, sich von ihrem Stuhl zu erheben und sich einen anderen Platz zu suchen. Währenddessen warf sie mir einen strengen Blick zu.

Mir war nicht nach Essen und doch kaute ich auf ein paar geschmacklosen Bissen Rührei herum. Den Bacon rührte ich nicht an. Dann brachte ich meinen Teller in den Geschirrwagen und verließ den Essensaal. Natürlich nicht alleine, sobald ich den Türrahmen passierte, heftete sich ein Pfleger an meine Fersen. Dieser würde kontrollieren, dass ich auf jeden Fall in mein Zimmer zurückkehrte und keinen anderen Patienten einen Besuch abstattete.

Ich war vollkommen durcheinander und ließ mir die Worte der Verrückten immer wieder durch den Kopf gehen. Wie konnte sie wissen, dass anscheinend jemand hinter mir her war?

Zusammengerollt lag ich auf meinem Bett und beobachtete, wie mit den Stunden auch der Tag dahinkroch. Unglaublich langsam verging die Zeit, in der ich immer wieder über das Gespräch und meinen *Traum* nachdachte. Im Grunde wusste ich nicht einmal, ob die Sache in meinem *Traum* wirklich passiert war oder ob sie tatsächlich nur ein Produkt meiner Einbildung war. Sollte er der Tatsache entsprechen, hatte ich ein Problem. War er nur ein Teil meiner Fantasievorstellung, würde ich die Mauern verlassen, in denen ich sicher war.

Doch war ich in Wirklichkeit verrückt, müssten dann die Pillen nicht helfen? Warum halfen sie mir nicht? Die wild umher kreisenden Gedanken in meinem Kopf wurden jäh

gestoppt, als eine Pflegerin mit ordentlichem dunklen Pferdeschwanz mein Zimmer betrat. In der Hand hielt sie den altbekannten Pappbecher mit meinen Tabletten darin. Wie immer schluckte ich sie brav und sah zu, wie die Pflegekraft meine Räumlichkeit wieder verließ. Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, würgte ich die Pillen hervor und versteckte sie in einem Taschentuch eingewickelt in meinem Kopfkissen. Dann lag ich wach auf meinem Bett und starrte an die Decke.

Irgendwann musste ich dann doch eingeschlafen sein, denn als ich das nächste Mal meine Augen öffnete, hämmerte mein Herz und der fahle Geschmack im Mund verriet mir, dass die Stimme wieder in meinem Kopf gewesen war. Dieses Mal hatte ich sie nicht bewusst gehört, dennoch war die Angst mit einem Schlag zurückgekehrt und kroch unaufhaltsam meinen Rücken empor.

Du musst verschwinden, die Verrückte hatte recht.

Augenblicklich kam ich auf die Füße und warf einen Blick aus dem Fenster. Der Mond stand schon hoch am Himmel und verriet mir, dass es mitten in der Nacht sein musste. Ideal, um davonlaufen zu können. Nachts war hier nur wenig Personal eingesetzt und schon gar nicht im oberen Stockwerk. Meistens hielten sie sich unten bei den *Problemfällen* auf und kamen nur in diese Etage, um ihre Kontrollrunde zu drehen.

Vorsichtig drehte ich an dem Türknauf und öffnete langsam die Tür. Eigentlich waren alle Schlösser elektrisch gesichert und konnten nur mit einer Chipkarte geöffnet werden. Vor einigen Wochen hatte ich in einem unbeobachteten Moment eine Papierkugel in den Schließmechanismus gestopft. Seither ließ sich die Tür zwar noch schließen, aber nicht mehr verschließen. Bisher war es keinem der Pflegekräfte aufgefallen, was mir nun zugutekam.

Zunächst lauschte ich, ob sich jemand auf dem Gang befand, dann streckte ich meinen Kopf hinaus und warf

einen Blick in beide Richtungen. Niemand war zu sehen. Leise schlich ich auf den Flur und zog hinter mir die Tür wieder zu. Sie machte dabei ein so lautes Geräusch, dass ich zusammenzuckte und sich mein Herz vor Panik zusammenzog. Erstarrt horchte ich, ob jemand auf dem Weg hierher war, die Hand am Türknauf, bereit, sofort in mein Zimmer zurück zu hechten und meinen Fluchtplan auf eine andere Nacht zu verlegen.

Nachdem ich einige kostbare Minuten mit Lauschen verschwendet hatte, machte ich mich auf zum Südfenster. Dafür musste ich einmal über den gesamten Korridor schleichen, denn mein Zimmer lag genau am anderen Ende des Ganges. Jeder Schritt machte in meinen Ohren so viel Lärm, dass ich glaubte, jeden Moment würde einer der Nachtpfleger hinter mir erscheinen und mich kurzerhand direkt in mein Zimmer zurückbefördern. Über mir flackerte eine Lampe und warf dabei meinen Schatten in grotesker Form an die Wand.

Plötzlich hörte ich Schritte in der Nähe und in mir glomm Panik auf. Hektisch blickte ich mich um und sah eine Tür einen Spaltbreit offen stehen. Schnell huschte ich hinein und schloss die Tür hinter mir.

Dass das genau der Ort war, zu dem der Besitzer der Schritte hinwollte, bemerkte ich erst, als sich der Türgriff senkte. Ich presste mir eine Hand auf den Mund, um keinen Laut von mir zu geben. Gegen das Hämmern meines Herzens konnte ich dagegen nichts tun.

»Ich bin hier Hector«, säuselte eine Stimme und das Senken der Türklinke endete abrupt.

»Ich dachte, wir wollten uns im Mitarbeiterraum treffen?«, erklang eine männliche Stimme, die offenbar zu Hector gehörte.

»Hör auf zu denken und komm mit in das freie Zimmer. Dort gibt es immerhin ein Bett«, erwiderte die weibliche Stimme im bestimmenden Tonfall. Hector brummte eine Antwort und die Schritte entfernten sich.

Erleichtert atmete ich aus und nahm die Hand von meinem Mund. Das wäre beinahe schief gegangen. Ein Ohr legte ich an die Tür und horchte, ob sich noch jemand auf dem Gang befand. Es war nichts zu hören, dennoch beschloss ich, noch eine Minute zu warten, ehe ich den Raum verließ. Missmutig sah ich mich in dem Zimmer um, der vom Mondlicht beleuchtet wurde. Tatsächlich stand ich mitten in dem Mitarbeiteraum. Links von mir gab es eine Garderobe, an der Mäntel hingen und darunter befand sich ein Schuhregal. Mein Blick wanderte hinab zu meinen Füßen, die in grauen Strümpfen und in den Hausschuhen steckten, und griff dann nach einem Paar, welches zwar für Damen, mir aber um zwei Nummern zu groß war. Ohne zu zögern, schlüpfte ich in die Turnschuhe und nahm mir wahllos einen Mantel, den ich mir überzog. Wieder lauschte ich an der Tür, konnte aber nichts hören und öffnete sie dann vorsichtig.

Wie schon zuvor sah ich auch diesmal niemanden und trat auf den Gang hinaus. Zielstrebig ging ich auf mein Ziel zu und kam dabei an unzähligen Türen vorbei, hinter denen Patienten lagen und wahrscheinlich schliefen.

Ob diese Verrückte überhaupt recht hatte mit dem Fenster?

Vielleicht ließ es sich gar nicht öffnen?

Für diese Art von Gedanken war es eindeutig zu spät, denn mein Ziel befand sich praktisch in Greifweite. Alles in mir spannte sich an, als ich meine Hand nach dem Fenstergriff ausstreckte und ihn umfasste. Mit dem Daumen berührte ich das Schloss. Sollte sich das Fenster tatsächlich nicht öffnen lassen, müsste ich schleunigst in mein Zimmer zurückkehren. Würde es sich doch aufdrücken lassen, müsste ich mich beeilen, denn schon bald würde der nächste Kontrollgang stattfinden und ich hatte mein Bett einfach leer gelassen. Egal wer für den Rundgang verantwortlich war, würde sofort begreifen, dass ich auf und davon war und Alarm schlagen.

Ruckartig zog ich den Griff in die Senkrechte und zuckte erschrocken zusammen. Die Bewegung quietschte ohrenbetäubend und obwohl ich es nicht für möglich gehalten hatte, erstarrte mein Körper noch mehr. Ich horchte in die Stille hinein. Das einzige Geräusch waren meine unterdrückten Atemzüge und mein donnernder Herzschlag. Nichts regte sich, keine Schritte waren zu hören. Wo dieser Hector und die Besitzerin der säuselnden Stimme waren, wusste ich nicht. Wahrscheinlich waren sie mit etwas beschäftigt, von dem ich kein Zeuge werden wollte.

Komm schon Aurelia, jetzt hast du es beinahe geschafft!

Während ich das Fenster öffnete, gleichzeitig auf näherkommende Personen lauschte und mir stumm Mut zu sprach, kam mir frische Luft entgegen, die ich begierig einsog. Gerne hätte ich die Augen geschlossen und den Moment ausgekostet, immerhin bekam ich vor drei Tagen das letzte Mal Zeit, nach draußen zu gehen. Hier war es schlimmer als in einem Gefängnis. Behände kletterte ich auf die Fensterbank und stieg hinaus auf den Fenstersims. Dann schloss ich das Fenster, so gut es ging, hinter mir. Vermutlich würde es dennoch beim nächsten Windstoß wieder aufschwingen und meinen Fluchtweg verraten. Mein Blick ging über den Hinterhof des Gebäudes, in den die Patienten hin und wieder hinaus durften. Umgeben von einer dicken Mauer wurde der Blick in die Welt abgeschirmt. Vielleicht sollte auch verborgen werden, welche Umstände hier herrschten. Ganz genau konnte ich es nicht sagen.

Nichts wie weg hier! Überall würde es besser sein, als hier.

Rechts neben mir befand sich ein Abflussrohr der Regenrinne vom Dach, die ich als Leiter benutzen könnte, doch dann würde ich direkt im Hinterhof landen, und meine Flucht wäre zu Ende. Nein, dies war keine Alternative. Hinter dem Rohr war ein schmaler Fenstersims in einiger Entfernung. Das war meine einzige Hilfestellung zur Mauer. Über mir befand sich nichts, was mir zunutze sein konnte. Links von mir sah es ähnlich aus, nur dass der Weg zum

Mauerwerk sehr viel weiter war. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu springen. Ein kleines Stück des Abstands zur nächsten Fensterbank konnte ich einsparen, indem ich mich an dem Abflussrohr der Regenrinne festhielt und mit einem Fuß auf die Halterung stellte. Hoffentlich hielt sie mich. Mit geschlossenen Augen nahm ich meinen Fuß vom sicheren Halt und klammerte mich an dem Rohr fest.

Es hielt!

Erleichtert atmete ich aus und sah mich der nächsten Herausforderung gegenüber. Plötzlich kam ein kalter Wind auf, der mir den Mantel vom Körper reißen wollte. Hinter mir hörte ich, wie das Fenster aufschwang und gegen die Wand knallte. *Das* hatten garantiert alle gehört.

Verdammter Mist! Jetzt oder nie!

Ohne noch groß darüber nachzudenken, stieß ich mich von der Wandhalterung ab und presste die Lippen aufeinander, um keinen Schrei von mir zugeben. Im panischem Schrecken registrierte mein Hirn, dass ich den Abstand von dem Rohr zum nächsten Fenstersims unterschätzt hatte. Meine Unterarme kollidierten mit dem Stein und ich rutschte ab. Nur mit meinen Fingern gelang es mir, den Fall in den Hof zu vermeiden. Zehn Meter unter mir entdeckte ich den Boden, der plötzlich nicht mehr so verlockend aussah. Aber ich würde jetzt nicht aufgeben!

Mein Ziel war so nah und ich wollte unbedingt hier weg. Langsam begann ich mich an der Fensterbank entlang zu hangeln. Schon nach einem weiteren Griff taten mir die Arme weh und meine Muskeln zitterten von der Anstrengung. Vermutlich war nur mein purer Wille dafür verantwortlich, dass ich überhaupt an der anderen Seite des Fenstersimses ankam. Irgendwie war es mir gelungen. Ich sah nach unten. Etwa zwei Meter unter mir befand sich die Mauer, die schätzungsweise einen halben Meter dick war.

Bloß nicht darüber nachdenken, Aurelia!

Noch ein Mal holte ich tief Luft und ließ dann den Fenstersims los. Kurz fiel ich durch die Luft und spürte dann

einen harten Widerstand unter meinen Füßen. Ich war tatsächlich auf der Mauer gelandet, doch meine Freude währte nur kurz, denn ich verlor das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen. Glücklicherweise fand ich zu meiner Balance zurück und stand sicher auf dem Mauerwerk. Aus meinem Mund drang ein erleichtertes Seufzen. Dafür, dass meine Flucht überhaupt nicht geplant war und ich vollkommen kopflos agierte, hatte ich es weit geschafft.

Glück. Einfach nur Glück, giftete mein kleiner Pessimist, der manchmal aus seiner Ecke gekrochen kam und seinen Senf dazu geben musste.

»Da ist sie! Auf der Mauer!«, hörte ich eine weibliche Stimme rufen und blickte in die Richtung, aus der ich sie vernahm. Eine Frau des Nachtpersonals stand an dem geöffneten Fenster und starrte zu mir herüber. »Hanna Copperfield! Verdammt, komm sofort zurück!«

Ja, genau! Deshalb war ich auch waghalsig aus dem Fenster geklettert, gesprungen und beinahe in den Hinterhof hinuntergestürzt, nur damit ich wieder in die Anstalt zurückkehrte. Sarkasmus war mir in den letzten Jahren gänzlich fremd geworden, doch jetzt kam er hervor.

»Los! Los! Wir müssen sie einfangen, sonst gibt es Ärger.«

Wohlweislich würden die Probleme für sie schlimmer sein, als für mich, also würden sie alles daransetzen, um mich wieder einzufangen. Vorsichtig warf ich einen Blick von der Mauer hinab. Von hier oben ging es gute fünf Meter in die Tiefe und es gab nichts, wie ich herunter kommen würde. Kurzerhand balancierte ich die Grenzmauer entlang, den Blick auf den Stein vor mir geheftet. An der Ecke sah ich nach rechts, um dort nach einem Fluchtweg zu suchen. Tatsächlich erblickte ich einige Müllcontainer, die an der Mauer standen. Einer von ihnen war offen, allerdings konnte ich den Inhalt nicht erblicken. Über ihnen blieb ich stehen und spähte in die Dunkelheit, doch der Mond wurde von einer Wolke verdeckt und ich konnte nichts erkennen. Stimmen drangen an meine Ohren und ließen mich

aufhorchen. Dann berührte mich etwas Kaltes auf der Nase und ich warf einen Blick in den Himmel. Erneut traf es mich an der Stirn, an den Wangen und auf den Lippen.

Schnee.

Unzählige Flocken fielen vom Himmel. Erstaunt sah ich ihnen dabei zu und vergaß für einen Moment, dass ich auf der Flucht war. Eigentlich war es nichts Besonderes, wenn es schneite. Mitten im Mai allerdings schon. Doch das geschah seit einigen Jahren. Das Wetter spielte verrückt. Da kam es auch mal vor, dass es im Sommer Schnee gab und plötzlich eiskalt wurde. Genauso war es nicht unüblich, dass man zu Weihnachten im Badeanzug Geschenke auspacken konnte. Ich bekam nicht viel Ausgang in der Psychiatrie, aber den Wetterumschwung kriegte ich trotzdem mit und ich wusste auch, dass sich die Menschen darauf keine Erklärungen geben konnten.

»Wo ist sie hin?«

»Sie kann doch nicht weg sein!«

»Sucht weiter! Sie darf nicht entkommen!«

Sie kamen näher. Ich musste dringend von hier verschwinden.

Einmal atmete ich noch tief ein und schloss die Augen.

Ich sprang.

Krachend landete ich in dem Müllcontainer. Bei diesem Lärm hatten sie mich garantiert gleich gefunden. Schmerz schoss meinen Fuß und meine Hand hinauf, selbst im Gesicht pochte es verdächtig. Tränen drangen in meine Augen und wollten überlaufen, nur schwer konnte ich sie davon abhalten und riss mich zusammen. Hiervon durfte ich mich nicht aufhalten lassen. Ich kletterte so schnell wie möglich aus dem Müll heraus. Kaum kam ich mit den Füßen auf den Asphalt auf, wurde der Schmerz in meinem Fuß schlimmer und mir entwich ein Keuchen.

Der Schnee kam jetzt dichter vom Himmel. Trotz des Mantels drang die Kälte bis in meine Knochen vor. Nach

meinem Sprung in den Container wurde es noch eisiger und die Temperatur schien noch weiter zu sinken.

»Ihr zwei geht geradeaus, ihr nach links und wir nach rechts, Hector. Verbindung über Handys. Und los«, hörte ich eine männliche Stimme befehlen.

Mein Körper verdrängte den Schmerz und ich rannte die Gasse weiter. Zum Glück gab es in dieser schmalen Straße keine Laternen, zwar beleuchtete die Helligkeit des Schnees ein wenig die Umgebung, aber würde ich im Schatten der Mauer bleiben, sollten mich meine Verfolger nicht entdecken können. So schnell ich konnte, lief ich den Weg entlang. Laut drangen mir meine Atemzüge über die Lippen. Das Ende der Gasse kam in Sicht und ich sah ein Auto auf der dahinterliegenden Straße entlangfahren. Einen Augenblick später kam ich an der Fahrbahn an und warf hektisch einen Blick nach rechts und links. Instinktiv lief ich nach links, hörte die Schritte meiner Verfolger hinter mir und wurde noch schneller. Inzwischen fiel der Schnee so dicht, dass ich kaum einen Meter weit sehen konnte. Unversehens entdeckte ich eine schmale Straße, in die ich sofort huschte und mich hinter einen Stapel Kartons kauerte. Nur wenige Sekunden später sah ich zwei Schatten am Eingang der Gasse vorbeilaufen.

Erleichtert atmete ich aus und erhob mich. Ich nahm den gleichen Weg aus der Seitenstraße zurück und bog nach rechts ab. Gleich darauf wechselte ich die Straßenseite und zog mir die Kapuze des Mantels tief ins Gesicht. Derweil waren meine Haare vom Schnee nass und boten der Kälte zusätzliche Angriffsfläche.

Bei der nächsten Gelegenheit bog ich schnellen Schrittes in eine weitere Nebenstraße ein. Wenn es möglich war, wurde meine Umgebung dunkler, der Schnellfall noch dichter und die Eiseskälte nahm zu. Sie ließ meine Zähne unwillkürlich aufeinander schlagen.

Abrupt blieb ich stehen und starrte zu einer Gestalt herüber. Bloß wenige Meter trennten uns. Ich erkannte

sofort, dass es sich um einen jungen Mann handelte. Er hatte seine Hände in die Taschen seiner Jeanshose gestopft, die dunkle Jacke trug er offen. Darunter blitzte mir ein helles Oberteil entgegen. Reglos stand er dort und musterte mich genauso eingehend, wie ich ihn anstarrte. Durch die Dunkelheit konnte ich weder seine Augen- noch die Haarfarbe eindeutig bestimmen. Sein dunkles Haar war voller Schnee. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper und seine Stirn zog sich in Falten.

»Wer bist du?«, fragte er.

»Wer bist du?«, stellte ich als Gegenfrage.

»Ich habe zuerst gefragt.«

»Und ich habe die Frage zurückgegeben«, erwiderte ich.

Auf dem Gesicht des jungen Mannes bildete sich ein schiefes Grinsen. »Ich bin Damian De Vere.«

Sollte mich der alte Adelstitel beeindrucken?

Tat er nicht und ich schickte mich an, meinen Weg fortzusetzen. Meinen Namen wollte ich ihm nicht sagen und ich hatte auch keinerlei Interesse daran, diese Konversation fortzuführen. Zudem ich immer noch gesucht und verfolgt wurde.

»Es ist unhöflich, die Vorstellung nicht zu erwidern«, sagte er und beobachtete mich, wie ich näher kam und einen Bogen um ihn machte. Mir entwich ein Schnauben. Für wen hielt sich dieser Kerl eigentlich? »He! Nun bleib doch stehen«, forderte er und umfasste meinen Oberarm mit der linken Hand. Dabei rutschte sein Jackenärmel ein Stück nach unten und offenbarte mir etwas, was ich nicht glauben konnte.

Automatisch huschte mein Blick zu der Erhellung auf seiner Haut, sie spendete soweit Licht, dass ich die feinen Äderchen auf seinem Arm sehen konnte. Weißbläulich verliefen sie zart durch eine helle Tätowierung, dessen Symbol ich nicht entschlüsseln konnte. Es schien, als würde das Zeichen aus den feinen leuchtenden Linien ein Leben haben und sich sachte auf der Haut bewegen. Ein Keuchen

drang aus meinem Mund und ich wich zurück. Das konnte ja wohl nicht wahr sein!

Mit offenem Mund starrte mich der junge Mann an, in seinen dunklen Augen konnte ich Erkenntnis und Entsetzen gleichermaßen ausmachen. »Du bist ein Amagaros.«

Amagaros. Schlüssel.

Allein dieses Wort jagte mir einen eiskalten Schauer über den Rücken und ließ mich weiter zurückweichen. Unversehens war mir mein *Traum* von letzter Nacht wieder klar vor Augen. Bevor er nur einen Schritt in meine Richtung machen konnte, war ich bereits zehn zurückgewichen. Dabei ließ ich ihn nicht aus den Augen. Panik war gar kein Ausdruck für das, was ich jetzt grade empfand.

Plötzlich verlor ich das Gleichgewicht und mein Hintern machte mit dem Gehweg Bekanntschaft. Fluchend rappelte ich mich auf die Füße, wobei mir Tränen in die Augen stiegen, und dieses Mal lief sogar eine über. Schnell wischte ich sie beiseite. Währenddessen bekam ich nicht mit, wie Damian De Vere auf mich zutrat und nur einen Meter vor mir zum Stehen kam. In seinen Augen konnte ich noch immer die gleichen Gefühlsregungen wie vor einen Moment ausmachen. Ehe er noch etwas tun oder sagen konnte, wirbelte ich herum – mein Fuß protestierte lautstark – und lief davon. Seine Schritte waren mir dicht auf den Fersen und trieben mir weiter die Panik durch die Glieder. Ähnlich wie in meinem *Traum*. Doch dieses hier war durchaus echt und deshalb noch um tausendfach schlimmer.

Ich lief um mein Leben.

Bei der nächsten Gelegenheit bog ich scharf um die Ecke und hoffte so, einen kleinen Vorsprung zu ergattern. Aber Damian De Vere ließ sich anscheinend nicht so schnell abschütteln. Noch immer war er dicht hinter mir. Mir rutschte die Kapuze vom Kopf und die Kälte auf meinem nassen Haar brachte mich beinahe dazu, zu straucheln. Nur mühsam gelang es mir, mein Tempo beizubehalten und weiter vorzupreschen. Der Schmerz in meinem Fuß nahm

mit jedem Schritt zu und ich wollte nur noch stehen bleiben. Allein mein Selbsterhaltungstrieb sorgte dafür, dass ich weiter und weiter lief. Wie lange ich noch durchhalten konnte, wusste ich nicht. Meine Lungen brannten vom Sauerstoffmangel und zogen sich schmerzhaft zusammen. Keuchend versuchte ich, Luft in sie zu befördern. Unter meinen Füßen knirschte der Schnee. Die nächste Seitenstraße kam in Sicht, die ich ungeachtet hinter mir ließ und mühsam nach einem Versteck suchte. Dann wechselte ich die Straßenseite und wollte in die nächstmögliche Gasse einbiegen, als ich auf der Schneedecke wegrutschte und der Länge nach zu Boden ging.

Ein Schmerzensschrei verließ meinen Mund, als mein verletzter Fuß mit der Hauswand neben mir kollidierte. Für einen Moment tanzten schwarze Punkte vor meinen Augen. Erschöpfung griff mit beiden Armen nach mir und wollte mich mit sich ziehen. Nur mühsam konnte ich ihr widerstehen und sah Damian De Vere über mir stehen. Er machte auf mich nicht den Eindruck, als wäre er mir etliche hundert Meter nachgejagt. Seine Atmung ging völlig normal. Nachdenklich blickte er auf mich herab. Obwohl mein Körper von Müdigkeit geplagt war, versuchte ich, vor ihm wegzukriechen.

»Du hättest mir niemals über den Weg laufen dürfen«, flüsterte er, hob seine Hand und schnippte mit den Fingern.

Kapitel 2

Damian De Vere hob das bewusstlose Mädchen vom Boden auf. Sofort kippte ihr Kopf gegen seine Schulter und für jedermann sah es so aus, als würde er sie nach Hause tragen und nicht gerade kidnappen. Allein das Schnippen seiner Finger hatte sie in einen Schlaf versetzt, aus dem sie nicht so schnell erwachen würde. Er musterte ihr abgemagertes Gesicht. Die Wangenknochen standen klar hervor und ihre Lippen waren bläulich angelaufen. Es war purer Zufall, dass er gemeinsam mit Kenrick in London war und ihm ein Amagaros vor die Füße lief.

Ein verdammt großer Glücksfall.

Während er den Weg zurücklief, den er dem Mädchen hinterhergejagt war, stellte er fest, dass sie in seinen Armen kaum etwas an Gewicht zu bieten hatte. Sollte sie tatsächlich ein Schlüssel sein? So unscheinbar? Noch nie bekam er einen Amagaros zu Gesicht. Wenn ihm Kenrick von ihnen erzählte, stellte er sie sich immer ... atemberaubender, von Macht umgeben vor. Dieses Mädchen in seinen Armen verkörperte nichts von alldem.

Als er an dem Gebäude ankam, vor dem er das Mädchen getroffen hatte, stand Kenrick bereits vor der Tür, die Hände ungeduldig in die Taschen seines Designermantels vergraben. »Wo warst du, Damian? Und wen schleppst du da an?«, schimpfte er und hielt dann überrascht inne. Offenbar nahm auch er das schwache Pulsieren wahr, welches stetig von ihr ausging und ihre Bestimmung verriet.